

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Und der Brief, was stand den drinne?“ Ein Mädchen fragte neugierig.

„Nun, Sie tun mir doch nicht so als wären Sie nicht wissen, was drinne steht in a Liebesbrief. Nähm Sie sich od in Obacht, die Mannsleute, die sein heutzutage zu schlimm. Wenn mich eener tät in Scheitniger Park bestell'n, meenen Sie, ich tät hingehn?“

Der Wagenführer sah sich höhnisch um:

„Nu Mittel, meinen Sie, der andere würde gehen? Herr jemerch, Sie tut erst keiner bestellen!“

* * *

„Hier haben wir's ja, hier wohnt der Becker.“

Kriminalkommissar Matuschke verglich die Hausnummer mit der Notiz.

„Höfchenstraße 11 b.“

„Die Schönheitsreparaturen scheint sich der Wirt auch zu sparen“, meinte Neumann.

Wirklich, der Putz blätterte von der gelb-grauen Fassade.

Im Treppenhaus roch es nach Zichorienaufguß und Kohl. Die Linoleumläufer waren an den Kanten abgetreten. Auch die gemalten Seerosen mit den schlangenhaft gewundenen Blättern an den Wänden konnten nicht über die Armseligkeit hinwegtrösten. Ueber jedem Klingelknopf der einzelnen Stockwerke waren Reihen von Visitenkarten. Kommissar Neumann machte ein angewidertes Gesicht.

„Welches Stockwerk wohnt er denn nun?“

Matuschke hielt das Buch umständlich vor die Nase:

„Drittes.“

Neumann beugte sich über die Visitenkarte, die sich über dem Namenschild einer Frau Standfuß befand. Sie klingelten, es schrillte in die Stille.

Ein schlürfender Schritt. Die Tür öffnete sich.

Eine kümmerliche Frau von unbestimmtem Alter sah mißtrauisch auf die beiden. Sie ließ die Klinke nicht los.

„Was soll's denn sein? Kommen Sie wegen dem Zimmer? Das is schon weg, ich hab bloß vergessen, das Schild abzunehmen.“

„Wir möchten zu Herrn Becker.“

„Zu Herrn Becker? Da muß ich erst mal sehen. Der hat Nachtdienst gehabt, da schläft er immer länger.“

„Na, vielleicht ist er doch schon auf?“ fragte Matuschke etwas ungeduldig, „oder Sie müssen ihn eben wecken.“

„Nee, nee, wecken darf ich ihn nicht. Da kann er komisch werden. Aber warten Sie mal, ich wer mal —“

Sie unterbrach sich, aus dem Korridor kam Rufen:

„Hören Sie, da ist er doch schon wach. Na, da will ich's ihm mal sagen.“

Sie machte den beiden Beamten die Tür vor der Nase zu.

„Schön ist sie nicht, höflich ist sie nicht, dafür umständlich“, meinte Neumann, „hoffentlich wird's nu bald. Wer weiß, wen wir noch alles vernehmen müssen.“

Die Tür ging wieder auf:

„Kommen Sie rein“, Frau Standfuß ließ die Beamten an sich vorbei. „Rechts die Tür mit der Glascheibe, aber stoßen Sie sich nicht an den Schrank.“

„Schon geschehen“, Neumann rieb sich seinen Ellenbogen.

Matuschke klopfte kurz. Eine Stimme rief:

„Herein.“

Es war eine eigentümlich gequetschte Stimme. Auch der Mensch, der ihnen jetzt entgegenah, hatte etwas gleichsam Gequetschtes. Er sah aus farblosem Gesicht auf die Beamten. Unwillkürlich schauten sie auf die brennendrote Hafenscharte über der Lippe. Da ging es wie Flackern über Beckers Züge.

„Was — was wünschen Sie?“ fragte er, räumte mit unsicheren Bewegungen ein paar Sachen und das Rasierzeug beiseite, „es sieht hier sehr unordentlich aus, entschuldigen Sie.“

„Lassen Sie nur, Herr Becker“, Matuschke hielt schon sein Notizbuch gezückt, wir brauchen nur ein paar Auskünfte von Ihnen.“

Beckers Hand klappte sinnlos den Rasierspiegel auf und zu. Kleine Lichtreflexe zuckten über die angeräucherte Decke. Matuschke sah ärgerlich den fliegenden Lichtkegeln nach.

Neumann stand anscheinend teilnahmslos dabei. Dieses sinnlose Auf- und Zuklappen des Spiegels? Er sah auf Beckers Hände. Merkwürdig nervöser Mensch, dieser Provisor Becker. Jetzt fuhr Becker zusammen, denn Matuschke schlug seinen Mantel auf, die Dienstmarke wurde gerade von einem Lichtstrahl des Rasierspiegels mitgetroffen.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Gelder für die Wehr

Wer die verregnete dritte Division in Bern und die nicht verregnete fünfte in Zürich hat einziehen sehen, der sah, wenn er zufällig Laie war, (oder Staatschrüppel), mit Staunen auf die merkwürdigen neuen Dinger, welche die Infanteristen mit sich führten, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Armee mitten im Umbau stehe. Auch wenn man 1914 noch „dabei-gewesen“ kennt man sich nicht aus. In allen Waffengattungen hat's geändert.

Nun bringt der Bundesrat in seiner Botschaft zum Budget 1938 auch einige Hinweise auf den Kostenpunkt dieses dringend notwendigen Umbaus, dessen Unterlassung unsere Existenz aufs Spiel setzt, dessen ungenügende Durchführung aber noch sträflicher wäre als seine völlige Unterlassung.

Wir vernehmen, daß die Besserung der eidgenössischen Rassenlage, die gewonnenen Mittel aus dem möglich gewordenen Abbauder Krisenbekämpfung eine verstärkte Aufwendung für militärische Landesverteidigung erlauben. Das heißt: Ganz so sagt es die Botschaft nicht. Auch wenn die Krise weiter bestehen würde, müßte das Militärbudget sein Mehr verlangen. Aber immerhin, man liest sich den Text so vor. Was die Krise nicht mehr verlangt, das braucht die Abwehr des Krieges. Gegen solche Argumente können wohl auch die extremen Budgetbeschneider aus dem helvetischen Westen nichts einwenden.

Nachdenklich aber werden die sein, die behaupten, man hätte sich anno 1930 die Krise ersparen und beizeiten für den Armeeeumbau arbeiten können. Auch solche Rehergedanken weckt die Form des bundesrätlichen Textes.

Frage: Wo wird das meiste Geld verlangt? Wir hören es: Bei den Kadernschulen, darunter den Flieger- und Flieger-Abwehrtruppen. Mehr Flugzeuge, vor allem Jagdflugzeuge, und die Ausbildung eines Korps, das zur Bedienung ausreicht! Die Kriegereignisse in der Welt haben gezeigt, daß die noch so gut geschulten und bewaffneten Bodentruppen auf dem Luftwege furchtbar geschädigt, unter Umständen vernichtet werden können. Sogar die Bodenabwehr soll nach den spanischen Erfahrungen nur in Kombination mit aktiver Jagd in der Luft garantieren, daß die Bomber nicht durchkommen.

„Eine Verbesserung des Wehrwesens ohne Berücksichtigung der Fliegertruppe wäre zwecklos...“, heißt es in der Bekanntmachung.

Diese bald jedem unpolitischen Schweizer klar gewordene Wahrheit wird ergänzt durch die andere: Daß 1938 die sämtlichen vorgesehenen Grenzschutzkompanien aufgestellt werden sollen. Hand in Hand damit soll der Ausbau der Kleinforts an den Grenzen gehen. Die Fertigstellung der getarnten Betonblockbauten.

Angeblickt der Weltlage fragt man sich nur, ob die aufgewendeten Mehrausgaben für das Heer: 17,1 Millionen, (oder statt 106 pro 1937 nun 123 pro 1938) genügen.

Wenn nur zehn Gerechte

Im alten Testament steht die Geschichte vom Ringen Abrahams mit dem Engel um das Schicksal von Sodom und Gomor-

rha. Der Engel verspricht . . . vielleicht war es der Herr selber . . . : „Ich will sie verschonen, wenn zehn Gerechte drinnen wohnen.“ Die Geschichte vom Verderben der zwei überreifen „Kulturstädte“ geht einem in diesen Tagen durch den Sinn. Man ringt von Zeitung zu Zeitung um die Erkenntnis, was uns beschieden sei; man wägt von einer Nachricht zur andern ab, welche Kräfte stärker seien, die des Willens zu Frieden und Gerechtigkeit oder die Gegenkräfte.

Die spanische Republik, ob rot, ob bürgerlich, scheint verloren zu sein. Die Regierung siedelt von Valencia nach Barcelona über. Ihre Feinde deuten dies als Zeichen der Bereitschaft, nach Frankreich zu fliehen, falls der Widerstand zusammenbricht. In einer Botschaft wird von dieser Regierung dargetan, mit Asturien sei die letzte „isolierte Gegend“ der Republik von der faschistischen Uebermacht besiegt worden. Damit seien Francos Siege beendet. Nur der Umstand, daß Malaga und der Norden von der Waffenversorgung abgeschnitten gewesen, erkläre ihr Schicksal. Wer noch Hoffnungen hegt, Franco werde im Süden und in der Levante nicht siegen, fragt sich, ob dieser Waffenmangel wirklich der Hauptgrund der republikanischen Niederlage gewesen. Santander und Gijon gingen erst nach einer Erhebung bürgerlicher Elemente an die Faschisten über, und erst durch diese Erhebung der „fünften Kolonne“ wurden die basische und nun die asturische Niederlage so katastrophal. Diese „fünfte Kolonne“ arbeitet in Madrid ebenso wie in Barcelona. Dazu kommen gerade in Katalonien die Absichten der Anarchisten, die letztlich gar nicht an die guten Früchte eines militärischen Sieges glauben. Jeder Sieg, so denken sie, stärkt den Staat. Und sie halten einen Staat Francos in gewissem Sinne für besser; volksfeindliche Staaten, die die Massen gegen sich haben, lassen sich leichter durch rein gewerkschaftliche und genossenschaftliche Arbeit von innen aushöhlen.

Vielleicht reifen schon in den nächsten Wochen die Früchte dieses vielgesichtigen Republikanismus. Das Resultat bedeutet für Spanien ein vorläufiges Wiederkehren der alten Mächte . . . bis zum nächsten demokratischen Siege.

Frankreich und England bekommen es gegenwärtig überhaupt an allen möglichen Ecken ihrer Reichsgebäude zu spüren, daß die Faschisten sie „unterwühlen und umstellen“. Unruhen in Marokko, die einfach unerklärlich scheinen, flammen auf, zwingen die Franzosen, zu schießen, zu töten und die aufgewiegelt Menge noch mehr zu verbittern. Man kann drauf wetten, daß nach diesen Schießereien die Französisch-Marokkaner in noch größerem Umfang als bisher Franco als Söldner zulaufen werden. In Algier und Tunis beginnt es wieder zu gären. Spuren fremder Agitationen lassen sich in Syrien, in Djibouti, ja im fernen Hinterindien nachweisen. Vielleicht wird gar die furchtbare Wasserkatastrophe bei Damaskus Propagandastoff werden. Die Engländer ihrerseits konstatieren neue Unruhen in Ägypten. Studentenaufläufe in Kairo können indessen die Herren in London heute kalt lassen. Nicht aber die fortgesetzten Mordattaken in Palästina, und die von den Del-Aktionären übel aufgenommenen Zerstörungen von Ueberland-Verbindungen mesopotamischen Petrols. Es bewache einer die unendlich langen Strecken so, daß kein Beduine die heute so billigen europäischen Sprengstoffe an einer „Pipeline“ versuchen kann! Mussolini und sein Partner bringen mit der Aufwiegelung der arabischen Welt den Westmächten zum Bewußtsein, wie gefährdet die Grundlagen ihrer Imperien seien, und wie gut es wäre, Rom das seine zu gönnen.

Nur Rom? Der Duce hat in einer Rede verlangt, daß das Dritte Reich seine afrikanischen Kolonien wieder haben müsse. Also wäre er noch um einen Ruck mehr an die deutsche Seite gerückt? Man darf auch diese Geste nur als Breffion gegenüber London und Paris werten. Und darf überzeugt sein, daß beide Regierungen sie nur als solche auffassen. Wie sie zuletzt darauf reagieren, ergibt sich erst nach der Entscheidung in Spanien. Die britischen Parteien sind heute

noch mehrheitlich gegen eine Abtretung von Boden des „Empire“. Und in Frankreich haben die Radikalen an ihrem jüngsten Parteikongreß rundweg alle solchen Zumutungen abgelehnt.

Die japanische Zeitung „Nischi-Nischi“ erklärte letzter Tage England als Japans großen Feind, der China den Widerstand ermöglichen. Diese Aeußerung könnte die ewige britische Bereitschaft, mit Italien oder Deutschland, falls sie ihren Appetit mäßigen, den Vergleich zu finden, erklären.

Die bitteren Anwürfe des großen fernöstlichen Blattes erklären auch die britische Genugtuung über den gelungenen chinesischen Rückzug bei Schanghai, hinter den Suchau-Graben, dessen westliche Ufer überhaupt erst als die vorgesehene chinesische Hauptstellung genannt werden. Britische Materialzufuhren für Schanghai, britische Anleihen in Schanghai für Nanking, britische Vermittlungsversuche zur Rettung Chinas im Moment, da Japan genügend geschwächt und finanziell belastet sein wird, um nachher das Rennen im Frieden zu verlieren . . . alles lauter Dinge, die der kontinentale Europäer nicht genügend bewertet . . . und von denen vielleicht doch unser Friede abhängt.

* * *

Kleine Umschau

Wenn meine diesmalige Umschau noch allerseeliger ausfallen sollte wie die letzte, so bin ich selber eigentlich weniger daran schuld, als die sonstigen Umstände. Aber was nützt der allerschönste Altweibersommer, wenn man dabei den ganzen lieben Tag im Bett liegen muß und bald Husten-, bald wieder Fieberpulver schluckt, anstatt sich die Welt in ihrer ganzen Herbstpracht angucken zu können. Nun ich will ja da weiter nicht viel jammern, mein Bett ist so günstig gelegen, daß sowohl die Morgen- wie die Abendsonne zu mir hereinkucken kann und die Sonnenstrahlen erzählen mir dann allerlei Geschichten, besonders dann, wenn ich auch noch gerade das Fieber habe. Aber diese Geschichten dürften meine lieben Leserinnen nicht besonders interessieren, denn ich bin, wie mir's schon der Schuldirektor beim Austritt aus der Mittelschule prophezeite, nur ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch geworden und auch geblieben. Und darum habe ich auch nur so ein ganz gewöhnliches Durchschnittsfieber mit ganz durchschnittlichen Phantasien, aus denen man nicht den geringsten Roman, ja nicht einmal eine ganz harmlose Kurzgeschichte herauswinden kann. Ansonsten erlebe ich allerdings auch noch Sonnenstrahlen, die ich als verbitterter alter Querkopf eigentlich nie verdient habe. Meine Hausfrau und ihre Tochter pflegen mich, trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die wir nun seit fast 30 Jahren in bunter Reihenfolge miteinander hatten, mit einer Aufopferung, daß es wirklich schon an der Zeit wäre, mich zum Gesundwerden oder zum Gegenteil zu entschließen. Denn sonst werden sie mir beide, die ja doch auch im scharfen Lebenskampf stehen, auch noch krank und dann bin ich wirklich verpflegt. Und mein lieber alter Doktor, der vielleicht sogar noch ein paar Monate älter ist als ich, plagt sich so redlich und uneigennützig mit mir ab, als ob ich ihm, ob so oder so, seine Mühe doch noch einmal vergelten könnte. Aber er kann mir doch nur Erleichterungen verschaffen, mit Energie kann er mich leider nicht vollpumpen. Dafür müßte ich schon selber sorgen. Und auch meine Kollegen schicken mir die schönsten Bücher zum Lesen, und Lektorbissen schickt man mir auch von da und dort, oft sogar von dort, wo ich sie am allerwenigsten verdiene. Ja sogar, aber das erzähle ich meinen lieben Leserinnen nur im Vertrauen auf ihre vollste Distretion, Zigaretten bekomme ich auch, die ich natürlich nicht rauchen sollte, aber aus lauter Dankbarkeit doch rauche. Kurz, seit den 68 Jahren, die ich nun lebe, ist's mir noch nie so gut gegangen, wie eben jetzt. Und doch kann ich mich damit nicht zufrieden geben, so undankbar das auch scheint, ich wäre viel lieber gesund und hekte mich ums liebe tägliche Brot ab, wie bisher. Und das alles schreibe ich